

Kablow-Ziegelei ist ein kleiner Ort mit ca. 200 Einwohnern. Es liegt südöstlich in der Mark Brandenburg an einem wunderschönen See. Der Lankensee wurde aus den Quellen des Ukleisees gespeist. Uklei besteht aus einer Försterei, 5 Häusern und einem Lokal. Im See befanden sich einige sprudelnde Quellen, durch das Ukleifließ gelangte das Wasser in die Lanke. An der Einmündung floß das klare Wasser unter einer Brücke durch. Die Strömung war so stark, dass von uns gebaute kleine Wassermühlen angetrieben wurden. Hier gab es im Sommer jede Menge Krebse. Wir fingen sie und unsere Mütter kochten sie für uns.

Das Wasser des Lankensees floß in den Krüpelsee, weiter durch Spree und Elbe bis in die Nordsee und so hatte Kablow-Ziegelei eine direkte Verbindung nach Hamburg.

An diesem schönen See, lag nun das Haus, in dem ich am 6. August 1929 geboren wurde und eine unbeschwerte Kindheit verbrachte.

Das Haus stand auf dem Gelände einer Gärtnerei. Die Familie des Gärtners und wir wohnten als Nachbarn dort.

Im Nebengebäude war die Waschküche. In einem großen Waschkessel wurde die Wäsche gekocht, mit einem Stampfer bearbeitet und anschließend auf dem Waschbrett mit Kernseife und einer Bürste gesäubert. Dann kam die Wäsche in eine Wanne und wurde im See gespült. Ich saß mit meinen 4 Jahren auf dem Bootsteg und sah meiner Mutter beim Spülen zu. Dabei plumpste

ich ins Wasser. Obwohl meine Mutter eine gute Schwimmerin war, schrie sie laut um Hilfe. Die in der Nähe weilenden Gärtnerjungen eilten herbei und zogen mich heraus.

Meine Mutter, die wir Mama nannten, war oft krank; so auch nach der Geburt meiner Schwester Siegried im Jahre 1935. Großmutter, die wir und alle übrigen Bewohner im Dorf nur „Mutter“ nennen durften, versorgte uns in dieser Zeit. Eines Abends – die Petroleumlampe brannte – es gab zu dieser Zeit noch keine Elektrizität – saß ich mit Mutter und meiner 3 Monate alten Schwester in der Küche. Ein Auto fuhr vor und Tante Toni (eine Schwester von Mama) kam, um Siegried zu sich nach Senzig zu holen. Mutter und ich vergossen einige Tränen.

Eines Abends – wir saßen wieder in der Küche – war mein 3 Jahre alter Bruder Lothar spurlos verschwunden. Wir suchten im Haus und in der Umgebung alles ab, aber wir konnten ihn nicht finden. Laut rufend liefen wir noch einmal durch die Wohnung. Da ertönte eine klägliche Stimme: „Othar hier“ – er konnte kein „L“ aussprechen. Er stand im Wohnzimmer hinter der Gardine und daneben eine brennende Petroleumlampe. Gott sei Dank ging alles gut.

Trotz fehlender Elektrizität besaß mein Vater bereits ein Radio. Er hatte sich einen Detektorempfänger selbst gebastelt. Dieser bestand aus mehreren Spulen und einem Quarzstein. Nach dem Einschalten konnte man eine krächzende Stimme wahrnehmen.

Auf dem Gelände der Gärtnerei standen mehrere beheizbare Gewächshäuser. In einem war auch die Heizzentrale untergebracht. Einmal stand ich neben dem Kessel, als ein Stückchen Koks rausfiel. Ich ergriff das Stückchen und wollte es wieder in den Kessel zurückwerfen. Womit ich nicht gerechnet hatte, das Stück glühte noch und ich verbrannte mir schmerzlich meine Hand. Danach habe ich nie wieder glühenden Koks angefasst.

Im Stall stand eine Ziege, die Milch lieferte. Daraus wurde auch Quark und Kochkäse mit Kümmel hergestellt. Einmal im Jahr wurde die Ziege auf den Handwagen geladen. Mutter und ich fuhren dann durch den Wald bis zum 3 Kilometer entfernten Dannreich. Dort gab es einen Ziegenbock, der für den Nachwuchs zuständig war. Auch ein bis zwei Schweine wurden im Stall gefüttert. Im Winter war Schlachttag.

Da es zu der Zeit Lebensmittelkarten gab und das Fleisch

der Hausschlachtung angerechnet wurde, gab man nur ein Schwein an und das zweite wurde „schwarz“ geschlachtet. Dazu brodelte in der Waschküche das Wasser im Kessel. Die Schweine kamen in einen Trog und wurden dann mit dem kochenden Wasser übergossen, um danach die Borsten abzuschaben. Dann wurden die Schweine auf eine Leiter gebunden, aufgerichtet und zerteilt. Damit war die Arbeit des Fleischers beendet. Der Trichinenbeschauer entnahm eine Probe und gab das Fleisch zur weiteren Bearbeitung frei. Mutter übernahm jetzt das

Kommando. Im Kessel wurde das Fleisch abgekocht. Die Wurstmasse für Leber- und Blutwurst stopfte man in die Därme und gab sie in den Kessel zurück. Aus geplatzten Würsten und der Kochbrühe entstand dann die Wurstsuppe. Eine besondere Wurst war die Schlackwurst. Hierfür wurden extra einige Kilo Rindfleisch hinzugekauft. Speck und Schinken kamen in das Pökelfass und anschließend, wie auch die Schlackwurst, in die Räucherammer. Mutter verstand das Wursten so gut, dass sie bei allen Schlachtungen im Dorf dabei war. Als Lohn brachte sie dann immer eine Kanne Wurstsuppe und eine Leber- und Blutwurst mit nach Hause.



Meine Mutter (2. von links) und Gärtnerfamilie
Buchholz

Im Jahr 1936 wurde Kablow-Ziegelei an die Elektrizität angeschlossen. Endlich hatten wir Licht. Nur auf den Toilettenanlagen ca. 100m vom Haus entfernt – 3 Plumpsklos nebeneinander – standen noch Kerzen.

In diesem Jahr wurde ich eingeschult. Ich war im ersten Schuljahr, als die Olympiade in Berlin eröffnet wurde. Lehrer Maiwald und alle Schüler ab dem dritten Schuljahr fuhren mit dem Fahrrad zur Eröffnung. Ich musste zuhause bleiben. Mittags sagte Werner, der älteste der Gärtnerjungen: „Arno, ich fahre zur Olympiade. Kommst du mit?“ Er musste Erdbeeren nach Wildau liefern und das lag ja auf dem Weg.

Meine Mutter war in der Küche. Ich lief hinein und sagte: „Mama, ich fahre mit Werner zur Olympiade.“ Ihre Antwort klingt mir heute noch in den Ohren: „Ich werde dir helfen!“ Aber ich lief schon los. Dann rauf auf das Fahrrad und ab ging es. Bis zur S-Bahn nach Grünau waren es knapp 20 Kilometer.

Ca. 2 Kilometer vor dem S-Bahnhof kam uns schon der Lehrer mit den anderen Schülern zurück. Auch meine Cousine 'Dorchen' – achtes Schuljahr - war mit dabei. Sie verlangte von mir, sofort zurückzufahren. Ich blieb jedoch stur und fuhr weiter. Am Bahnhof gab es eine Fahrradaufbewahrung. Werner stellte sein Fahrrad in die letzte Reihe ganz nach hinten. Ich hatte die Anweisung, mein Rad ganz vorne abzustellen. Die 10 Pfennig Gebühr für die Aufbewahrung wurden erst bei Abholung kassiert. Mit der S-Bahn fuhren wir dann zum Olympiastadion. Wir kamen gerade noch rechtzeitig, um der ausfahrenden Wagenkolonne mit Adolf Hitler zujubeln zu können.

In Grünau zurück holten wir die Räder ab. Während der Aufseher mit Werner das ganz hinten stehende Rad abholte, verschwand ich mit meinem Rad, ohne zu

zahlen. An der nächsten Ecke wartete ich auf Werner, und wir machten uns auf den Heimweg. Meine Cousine hatte meine Mutter bereits informiert, ich hatte es ja auch gesagt, und so bekam ich keine Schelte. Sie war nur froh, dass ich abends um 9 Uhr wieder heil und gesund zuhause war.

Jedes Jahr im Herbst staute sich das Wasser im See. Es stieg so weit an, dass es durch einen Graben, auf zwei



Arno, Siegried und Lothar

tieferliegende Wiesen floss und diese ca. 30 cm hoch überschwemmte. Eine

Wiese grenzte an unseren Garten. Ab November gefror das Wasser, und wir probten ungeduldig jeden Tag, ob es uns schon tragen würde. Nasse Fußwaren an der Tagesordnung. War es dann so weit, wurden die Schlittschuhe

untergeschnallt und für uns begann die Winterzeit.

Im Frühjahr taute das Eis auf den Wiesen. Nun kamen die Hechte vom See durch

den Graben auf die Wiesen, um in dem seichten Wasser ihren Laich abzulegen.

Das war die Zeit, wo Vater seinen Neptunsppeer aus dem Keller holte, seine aus einem Autoschlauch

angefertigten Gummistiefel anzog und in das Wasser auf die Wiese ging.

Beim Laichen schlugen die Fische mit dem Schwanz und ließen das Wasser aufspritzen. Auf diesen Moment hatte er gewartet, um den Hecht mit seiner Harpune zu erlegen.

Oft schwammen einige kapitale Exemplare in unserer Badewanne um früher oder später im Kochtopf oder in der Bratpfanne zu landen.

Ende November war die Lanke zugefroren. Bis Weihnachten der erste Schnee fiel, hatten wir klares Spiegeleis. Wir verbrachten unsere Freizeit vorwiegend auf Schlittschuhen. Eishockey war angesagt!

Unsere Schläger dafür fertigten wir aus Ästen. Nur mein Cousin Hans Kerstan hatte einen richtigen Hockeyschläger. Er hatte auch als Einziger Schuhe mit festen Schlittschuhen dran. Wir mussten unsere Schlittschuhe unterschnallen, was dazu führte, dass oft die Absätze abbrachen. Wir hatten aber einen richtigen Eishockeypuk. Die Hartgummischeibe knallte einmal gegen mein Schienbein und schabte die Haut bis auf den Knochen ab. Ein Taschentuch musste als Notverband erhalten, und das Spiel ging weiter. Als meine Mutter es abends sah, fiel sie fast in Ohnmacht. Hose, Unterhose, Taschentuch und Socken waren blutgetränkt. An der Stelle, wo der See die Richtung um fast 90 Grad änderte, bildete sich immer im Eis ein Spalt. Genannt wurde dieser „Pfannkuchenborste“. Die Mär sagt, dass um die Fastnachtszeit eine Händlerin übers Eis aus Niederlehme kam, die auf dem Rücken einen Korb

voller Pfannkuchen (auch genannt Berliner) trug. An dieser Stelle sei sie eingebrochen und ertrunken.

Immer wieder passierte es, dass das Eis auf dem See zu dünn war und die Leute einbrachen. Meistens ging es glimpflich ab, jedoch nicht immer. Nachdem die Gänse um die Weihnachtszeit geschlachtet waren, saßen die Frauen im Wohnzimmer des Gärtners zusammen, um die Federn von den Kielen abzuzupfen. Damit wurden Kopfkissen und Oberbetten befüllt. Ich saß dabei, um zuzuschauen, als jemand die Nachricht brachte – Rudi Duchow sei ins Eis eingebrochen. Er war unter die Eisdecke gekommen und konnte nur noch tot geborgen werden. Er war gerade 10 Jahre alt. Am See, zwei Grundstücke neben der Gärtnerei, stand ein großer Eiskeller.

Hatte das Eis eine Stärke von 20 cm erreicht, waren unsere Väter damit beschäftigt, das Eis zu „ernten“. Mit Spezialsägen schnitten sie Eisblöcke heraus, diese wurden auf Schubkarren geladen und im Eiskeller eingelagert. Ca. 4 bis 5 Meter hoch wurden die Eisblöcke aufgetürmt. Im Sommer holten sich die Gastwirte aus dem Ort und aus der Umgebung Eisblöcke zur Kühlung. Auch für die Bewohner von Kablow-Ziegelei stand das Eis zur Verfügung. Bei jeder Feier im Sommer sorgten die Eisblöcke in Zinkwannen oder ähnlichen Gefäßen für kühle Getränke.

Einmal um die Weihnachtszeit ging mein Vater mit mir ins Nachbarhaus, wo Graf von Hardenberg wohnte, der mir nach Absprache mit meinem Vater, eine große,

aufziehbare Lokomotive überreichte. Auch einige Schienen bekam ich noch mit dazu.

Wie immer, um die Weihnachtszeit, begann es zu schneien. Damit begann die Rodelzeit. Wir hatten zwei Berge, um zu rodeln; der eine war der Brückenberg ca. 10 m hoch, der andere der Ziesingsberg immerhin 40 m hoch. Hier bekamen wir öfter Ärger mit Bauer Fischer, da wir mit unseren Schlitten das Saatgut plattfuhren.

Aber wir versuchten auch Ski zu fahren. Aus zwei Fassdauben von einem Butterfass, das wir beim Kaufmann ergatterten, wurden Skier gebaut. Ein Gummiband aus einem Autoreifen als Bindung aufgenagelt und zwei angespitzte Haselnussstöcke komplettierten unsere Ausrüstung. Aber die Versuche der Abfahrt oder dem Langlauf scheiterten aufgrund der laienhaften Herstellung. So blieb es also beim Schlittenfahren.

Spät am Nachmittag kam des Öfteren, der Schneepflug vorbei, welcher von zwei Pferden gezogen wurde, um anschließend weiter nach Dannreich zu fahren. Wir hingen unsere Schlitten hintenan, um uns bis dorthin ziehen zu lassen. Den Rückweg mussten wir dann natürlich zu Fuß machen, aber der Spaß war immer groß.

Mit dem Bau der Autobahn 1937 wurde gleichzeitig mit dem Hausbau begonnen. Die Baugrube wurde von meinen Eltern in Handarbeit ausgehoben. Neben der Baugrube lagerte der Aushub. Dort hinein packte ich Pflastersteine, die bereits für den Straßenbau angeliefert

waren. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass der Aushub fast vollständig zum Befüllen des Arbeitsraumes benötigt wurde. So musste ich die „besorgten“ Steine wieder zurückbringen. Das Haus wurde zügig hochgezogen und mit einem zünftigen Richtfest mit Eisbein, Sauerkraut und einem Fass Bier eingeweiht.

Der Autobahnbau ging ebenfalls voran. Die Arbeiter kamen aus ganz Deutschland, bei uns waren es überwiegend Schlesier. Beim Brückenbau kamen auch Zimmerleute zum Einsatz, um einzuschalen. In ihrer Freizeit bauten sie auch gleichzeitig die Holzschuppen bei uns und bei Onkel Georg.

Unmengen von Sand wurden bewegt. Der Berg, wo jetzt ein Parkplatz ist, wurde komplett abgetragen. Mit der Schaufel in Handarbeit befüllten die Arbeiter Lore für Lore, um sie auf den Gleisen der Feldbahn weiter zu transportieren. Ein neuer riesiger Berg wurde so auf dem Luch (Moor) aufgetürmt. In Bohrungen, bis zum festen Untergrund brachte man Rohre ein und befüllte diese mit Sprengstoff.

Die Rohre wurden miteinander verdrahtet. Mit einem Hubsignal wurde die Sprengung angekündigt. Alle Dorfbewohner, einschließlich Schüler und Lehrer, versammelten sich, um dieses „Schauspiel“ mitzerleben.

Der Sprengmeister drückte auf den roten Knopf. Es gab einen lauten Knall und der aufgeschüttete Sandberg verschwand im Moor. Dieser ganze Vorgang wurde dann noch einmal wiederholt.

Bei dieser Sprengung erlitt unser Haus am Giebel einen Riss.

Der gleiche Vorgang wurde bei der Überquerung des Ukleifließes angewandt. Bei den Sprengungen dort versiegten dann leider einige der im Ukleisee befindlichen Quellen.

Neben dem Haus von Onkel Erich (Bruder meines Vaters) lag der alte Friedhof. Dieser wurde jetzt eingeebnet. Wir ließen es uns nicht nehmen, mit den ausgegrabenen Totenköpfen Fußball zu spielen. Auf dem alten Friedhof entstand nun der Adolf-Hitler-Platz. Am 01. Mai 1937 gab es die festliche Einweihung. Bei den Schachtarbeiten an der Autobahn fand man einen großen, eiförmigen Stein (Findling), ca. 1,50 Meter hoch. Dieser wurde auf eine Lore geladen, über die Feldbahngleise zum neu eingeweihten Platz transportiert und eine Inschrift: „Adolf-Hitler-Platz“ eingemeißelt. Wie zu der Zeit üblich, pflanzte man dorthin auch eine Adolf-Hitler-Eiche. An diesem 1. Mai war es sehr kalt, und es schneite.

Mein Vater arbeitete zu dieser Zeit als LKW-Fahrer in Kablow. Unser Bürgermeister hatte dort ein kleines Fuhrunternehmen. Seine LKW's fuhren für die Schultheis-Brauerei Berlin-Schöneweide und belieferten alle Niederlassungen von Königs-Wusterhausen bis Görlitz. Sonntags musste ich deshalb nach Kablow fahren, um die Tourplanung für Montag abzuholen. Über der Tür des Bürgermeisters hing ein Schild: „Volksgenosse tritt's Du ein, soll Dein Gruss: Heil Hitler sein“. Der LKW mit dem Vater fuhr, hatte hinten

Vollgummibereifung. Da ich noch nicht zur Schule ging, nahm er mich manchmal mit auf seine Tour.



An Ostern war es Brauch, dass die Mädchen zum Waschen Ostern-wasser holten. Um Mitternacht gingen sie mit ihren Kannen zum Ukleisee, um diese mit klarem Wasser zu befüllen. Sie mussten auf ihrem Rückweg durch einen dunklen Wald, es durfte nicht gesprochen und auch kein Wasser verschüttet werden. Wir Jungs wussten von diesem Ausflug und lauerten ihnen auf. Dabei hatten wir uns mit Bettlaken als Gespenster verkleidet. Sie rannten so schnell weg, dass wir fast nicht folgen konnten. Danach dauerte es tagelang, bis sie wieder mit uns sprachen.

Ein weiterer Brauch war das Ostereierkegeln. Die hartgekochten, bunten Eier wurden vom Brückenberg gekullert, bis sie angeschlagen waren. Dann verzehrten wir sie.

Ein beliebtes Spiel im Sommer war das „Hopsespiel“. Hierzu wurde auf der Strasse ein Rechteck mit 8 Feldern aufgemalt, zwei davon waren durchgekreuzt und durften nicht betreten werden. Ein weiteres war das Ruhefeld. Auf einem Bein musste der Parcours durchgehopt werden.

Dann gab es noch das Murmelspiel. Die kleinen, aus Ton gebrannten Kugeln mussten aus 3 Metern Entfernung in ein Loch gekullert werden. Manchmal hatten wir Glück, und Mutter kaufte uns eine Glaskugel. Sie war besonders wertvoll und man wollte sie nicht verlieren, denn der Gewinner erhielt alle im Loch befindlichen Kugeln.

Einmal im Jahr kam ein großer Reklamebus von der Firma „Kathreiner Malzkaffee“. Dieser wurde von uns belagert. Dabei hatte ich das Glück, eine Karte vom Rhein zu bekommen.

Alle paar Wochen im Sommer kam ein Brauereiwagen vorbei. In seinen Fässern war Braun- und Weißbier. Kannenweise wurde es bei Bedarf eingekauft, in Flaschen abgefüllt und im Keller bis zum Verzehr gelagert.

Im Stall stand eine Ziege für die Versorgung mit Milch. Auch einige Kaninchen waren dort untergebracht. Ich war verantwortlich, das Heu für die Fütterung vom Boden zu holen. Eines Tages kletterte meine Großmutter hinauf, da ich es vergessen hatte. Sie stürzte dabei von der Leiter und zog sich einen Oberschenkelhalsbruch zu. Von diesem Moment an war sie an ihr Bett gefesselt. Ich machte mir schwere

Vorwürfe, dass dies aufgrund meiner Vergesslichkeit passiert war. Meine Mutter pflegte sie über drei Jahre.

Im Sommer wurden ein- bis zwei Zimmer an Gäste vermietet. Berliner Familien verbrachten hier gerne ihren Urlaub. Ich hatte mir einen kleinen Nebenjob verschafft. Die wenigsten von ihnen konnten nämlich Radfahren, und so brachte ich es ihnen bei. Die ideale Strecke dafür war die ehemalige Trassenführung von der Tongrube (jetzt Göckersteich) zur Ziegelei nach Zernsdorf. Eine gerade Strecke, mit einer Böschung auf der rechten und linken Seite. Wenn dann jemand vom Rad fiel, landete er weich.

In den Ferien kamen auch die Berliner „Laubenpieper“. Ihre Jungs bauten sich jedes Jahr Höhlen im Wald. Wir versuchten dann, diese zu zerstören. Dabei waren Prügeleien an der Tagesordnung. Da sie älter und größer waren als wir, zogen wir oft den Kürzeren.

Aber auch wir bauten uns Bunker, den letzten im Wald nach Uklei gelegen. Sorgfältig wurde er getarnt. Durch einen abgedeckten Einstieg ging es auf einer Leiter ungefähr zwei Meter nach unten, dann durch einen Kriechtunnel in den Bunker. Dieser war sogar mit einer Kochstelle ausgestattet. Jeder klaubte zu Hause eingemachtes Obst und Gemüse, und so hatten wir Vorrat geschaffen. Aber trotz aller Tarnung entdeckte ihn eines Tages der Förster. Zur Strafe mussten wir sonntags 10 Meter Holz fällen. Die Bäume 10 bis 15 cm dick mussten gefällt, entastet und in Meterstücke geschnitten und jeweils zu zwei Raummetern aufgesetzt werden.

Es war eine mühselige Arbeit, und bis mittags hatten wir nicht einmal die Hälfte geschafft. Jedoch am Nachmittag bekamen wir tüchtige Hilfe. Die Mädchen im Dorf hatten von 4 Soldaten der Genesungskompanie aus dem Nachbarort Besuch bekommen. Sie überredeten sie, uns zu helfen. Dank dieses Einsatzes, einschließlich Hilfe der Mädchen wurden wir bis zum Einbruch der Dunkelheit fertig. Der Förster war mit unserer Arbeit sehr zufrieden. Den Bunker mussten wir nicht abbauen, wir konnten ihn weiter nutzen.

1938 fand der jährliche Schulausflug, diesmal nach Potsdam statt. Alle 8 Schuljahre mit ihren Müttern und dem Lehrer Maiwald nahmen daran teil. Wir besuchten das Schloss des alten Fritz „Sanssoucis“. In riesigen Filzpantoffeln durchquerten wir die Räume. Anschließend gab es ein Gruppenfoto auf der Freitreppe. Danach ging es zum Bahnhof. Dort stand anlässlich des 100jährigen Bestehens der Eisenbahnverbindung zwischen Potsdam und Fürth der historische Zug mit der Adlerlokomotive. Die Fahrgäste, gekleidet in alten Kostümen, bestiegen die Wagen, und der Zug setzte sich zur Jubiläumsfahrt in Bewegung. Was wir zu diesem Zeitpunkt nicht wussten, es sollte wohl der letzte Schulausflug vor Ausbruch des Krieges sein.



In der Adventszeit während meiner Volksschulzeit, fand eine Theateraufführung statt. Nach wochenlangen Proben mit der Frau des Lehrers kam dann endlich der große Tag. Der Saal im „Gasthaus zur Linde“ war gut gefüllt. In dem Stück „Hans Lustig“ spielte ich die Hauptrolle. Es kam eine Stelle darin vor, wo ich zu meiner Partnerin sagen musste „eine Frau ist immer so alt wie Sie aussieht“. Ich aber sagte „wie sie sich auszieht“. Vom Publikum bekam ich Beifall, vom Lehrer danach eine Standpauke verpasst.

1939, ich durfte mal wieder bei Großmutter schlafen, wachten wir morgens durch lautes Pferdegetrappel auf. Es war Mobilmachung und die Bauern mussten ihre Pferde abliefern. Aus den umliegenden Dörfern führten sie diese zur Sammelstelle nach Wernsdorf. Im Radio hörten wir dann: „ab 5 Uhr wird zurückgeschossen.“
Der Krieg hatte begonnen!

Nach Ende des Polenfeldzuges wurde unser Lehrer Maiwald nach Polen versetzt. Er kam von dort nie wieder zurück. Lehrer Reban, der bereits unsere Eltern unterrichtet hatte und seit 7 Jahren im Ruhestand war, unterrichtete uns nun. Er war genau so streng wie Maiwald. Den Rohrstock konnten Beide gut schwingen. Hattest du beim Diktat das Komma hinter der Nummer vergessen gab es einen Schlag auf die Hand. Aber auch sonst wurde der Rohrstock oft geschwungen. Wir rieben die Stöcke mit Zwiebeln ein, dass sie schneller zerplatzten. Besonders oft bekam Horst S., weil er die Hausaufgaben nicht gemacht hatte, den Stock zu spüren. Eines Tages hatte er sich in weiser Voraussicht ein Heft unter die Hose gesteckt. Aber schon nach dem ersten Schlag hatte der Lehrer es bemerkt. Holte das Heft heraus und verpasste ihm die doppelte Portion. Horst blieb dann auch zweimal sitzen und aus dem 6.Schuljahr entlassen. Immerhin brachte er es später bei der Volkspolizei bis zum Hauptmann.

Erinnern kann ich mich auch noch an Herbert R., auch er schaffte es bis zum sechsten. Betätigte sich nach dem Krieg als Schwarzmarktschieber. Wurde erwischt und kam nach Aue ins Uran-Bergwerk. Setzte auch hier seine Handelstätigkeit fort und verdiente recht gut daran.

Nach seiner Entlassung aus Aue kaufte er sich ein Grundstück am Ukleifließ, baute darauf 4 Bungalows und vermietete diese. Nach der Wende stellte man fest, dass in jedem Haus ein Telefon stand. Dagegen gab es zur gleichen Zeit im ganzen Ort nur zwei Anschlüsse.

Die Feststellung zu treffen, wer seine Mieter waren, fiel niemanden schwer. Herbert wurde Mitglied im Jagdkommando, übernahm die Leitung des Holzwerkes der Försterei und baute im Wald eine große Jagdhütte. Auf dem Betondeckel der Fäkaliengrube hat er seinen Namen verewigt. Aber er ist nicht alt geworden, die Uranverstrahlung aus seiner Zeit in Aue hatte ihn dahingerafft.

So wie es im Sommer „Hitzefrei“ gab, wollten wir auch einmal „Kältefrei“ haben. Im Klassenraum stand ein großer Kachelofen, der eine sehr schöne Wärme abstrahlte. Eines Tages löschten wir mit Schnee das Feuer und öffneten alle Fenster und Türen. Als der Lehrer Reban in die Klasse kam, saßen wir alle bibbernd auf unseren Plätzen. Er sah ein, dass bei dieser Temperatur kein Unterricht stattfinden kann. Wir bekamen unser „Kältefrei“. Einige Tage später wiederholten wir das Ganze. Aber Reban hatte uns wohl durchschaut.

Er setzte sich in seinem dicken Wintermantel gehüllt hin, und wir mussten frierend unsere Schulstunden absitzen.

Angrenzend an der Schule lag der Schulgarten. Jeder Schüler hatte dort ein Beet, das er bepflanzen und versorgen musste. Auch ein Maulbeerstrauch stand hier. Die Seidenraupen spannten hier ihre Kokons. Nach der Ernte wurden diese abgeliefert und zur Seide für Fallschirme verarbeitet.

Eine weitere Aufgabe im Sommer war Heilkräuter zu sammeln. Kamille, Breit- und Spitzwegerich,

Katzenpfötchen, Rainfad und viele andere wurden gesucht, und anschließend auf dem Boden der Schule getrocknet. Die Ausbeute ging dann an die Apotheke.

Mein Vater hatte inzwischen seine Arbeit in der Lokomotivfabrik Schwarzkopf in Wildau wieder bekommen, wo er auch als Lehrling und Dreher bis zur Inflation bereits tätig war. Er erzählte mir, dass 1920 als erster Staatsbesucher der afghanische König das Werk besichtigte und als Gastgeschenk eine Lokomotive bekam. Während meiner Arbeit in Kabul habe ich sie tatsächlich gesehen.

In der neuerbauten, 700 Meter langen Lockmontagehalle liefen im Krieg 100 Lokomotiven monatlich vom Band. In einer anderen Abteilung wurden auf speziellen Drehbänken 8 bis 10 Meter lange Kanonenrohre für Flackgeschütze gefertigt. Von 100 Männern in dieser Abteilung waren nur 4 Deutsche, der Rest französische Kriegsgefangene. Gearbeitet wurde in zwei Schichten, jeweils 14 Stunden.

Vor Ende des Krieges bekam Vater den Auftrag, Akten und geheime Pläne in den Harz zu transportieren. Diese wurden auf einen mit Holzgas betriebenen LKW geladen. Einen Franzosen bekam er als Beifahrer. Die Unterlagen kamen in eine Försterei zur Aufbewahrung.

Weil das Ende des Krieges abzusehen war, versuchten der Förster und auch mein Vater den Franzosen zu überreden, dort zu bleiben. Aber dieser wollte mit zurück nach Wildau. Für die dann gemeinsame Rückfahrt erhielten sie für die Befuerung des Gasgenerators trockenes Buchenholz.

Inzwischen war ich nach einer Aufnahmeprüfung in die Mittelschule Storkow aufgenommen. Meine Cousine Lissy ging in die gleiche Klasse. Wir fuhren jeden Morgen um 6.40 Uhr vom Bahnhof Kablow ab und waren kurz nach 7 Uhr in Storkow. Im Sommer radelten wir die 3 Kilometer von Ziegelei bis zum Bahnhof.

Manchmal aber auch die ganzen 20km bis zur Schule, um sich das Geld für die Monatskarte zu sparen. Im Winter stapften wir manchmal durch tiefen Schnee dorthin. Nasse Füße gab es immer. Die Schuhe wurden dann auf der Heizung zum trocknen gestellt.

In Zernsdorf befand sich ein Gefangenenlager, in dem englische Offiziere untergebracht waren. Diese konnten sich freiwillig zur Arbeit melden. So waren sie einige Zeit lang an den Bahngleisen zwischen Kablow und Zernsdorf beschäftigt. Wenn ich aus der Schule kam, machte ich dort Halt und ließ mir bei den englischen Schularbeiten helfen.

Später wurde das Lager mit russischen Gefangenen belegt. Diese arbeiteten in der gegenüberliegenden Schwellentränke. Hier wurden die hölzernen Eisenbahnschwellen mit Teer getränkt. Die Gefangenen konnten sich frei bewegen. In ihrer Freizeit kamen auch zwei von ihnen zu uns und halfen beim Holzerkleinern oder im Garten. Gemeinsam saßen sie mit uns am Mittagstisch. Dieses war jedoch streng verboten, weshalb wir nicht darüber sprechen durften.

Auf der Fahrt zur Schule hatten wir auch zwei Gastwirtssöhne dabei. Ihre Väter waren eingezogen und die Mütter betrieben die Wirtschaft allein weiter. In der

Gaststube stand eine Vitrine, in der die Zigaretten und auch die Rauchermarken lagen.

Sie wussten natürlich, wo ihre Mütter die Schlüssel der Vitrine versteckten, und versorgten uns mit Zigaretten. Wir fuhren im Raucherabteil des Zuges zur Schule und pafften. Eines Tages aber mussten wir fünf Fahrschüler (so nannte man uns, weil wir mit dem Zug zur Schule fahren mussten) zum Direktor. Ohne lange Vorrede hieß es: „Hosen runter!“ und wir bekamen eine Tracht Prügel.

Die Mädchen in unserem Alter, die auch mit dem Zug mitfuhren, fanden heraus, dass es unsere Biologielehrerin war, die uns gesehen und verraten hatte.

Wir rauchten dennoch weiter und so kam auch irgendwann ein „blauer Brief“ nach Hause und damit die nächste Tracht Prügel von meinem Vater. Kam ich im Sommer aus der Schule, bestand meine Bekleidung nur aus einer Turnhose. Ich war immer braun gebrannt.



Nach Erledigung der Schul- und Gartenarbeit wurde jede freie Minute genutzt, um am Badestrand herumzutollen. Zum Strand mussten wir durch die Mückenallee. Hier kreuzten oft Schlangen unseren Weg. Mit einem Stock verjagten wir sie. Einmal fuhr ich noch abends zum Baden. Der Strand war leer, nur eine Frau planschte noch im Wasser. Plötzlich ein lauter Hilferuf! Ich sprang ins Wasser und sah, wie sie gerade unterging. Ich tauchte, erwischte sie und schob sie in Richtung Ufer. Die Rettung war geglückt. Die Ursache ihres beinahe Ertrinkens war, dass sie nicht wusste, dass im Wasser zwei ca. einen Meter tiefe Gruben waren. In eine trat die Frau und verlor den Boden unter sich. In den Ferien wurde der Tornister gepackt und es ging ins Zeltlager oder in die Jugendherberge. Einmal ging es bis Beeskow mit der Bahn und von da an mit einem

20km langen Fußmarsch zur Herberge Goyatz am Schwielowsee.

Nach dem Frühstück ging es zum Waschen an den See. An unserer Badestelle schwamm immer ein alter Eichenbalken, den wir stets beiseiteschoben. Eines Morgens stießen wir jedoch anstelle des Balkens auf eine Wasserleiche zur Seite. Wir bekamen einen riesigen Schrecken. Danach rührte keiner von uns mehr das Frühstück an.

Ein Jahr später fuhren wir zum Brandenburger Treffen nach Potsdam. Auf dem Platz der Garnisonskirche nahmen wir Aufstellung. Der Reichsjugendführer Baldur von Schirach hielt eine Ansprache und mit einem Fahnenappell wurde das Treffen beendet.

Nachdem die englischen und amerikanischen Flugzeuge Hamburg zerstört hatten, griffen sie nun Berlin an. Vater und Onkel Georg hatten einen Keller zum Luftschutzraum ausgebaut.

Die Decke war mit Balken verstärkt und vor dem Fenster waren Sandsäcke gelagert. Die vorher von Feriengästen genutzten Zimmer, bewohnten nun Berliner, deren Wohnungen durch Bomben zerstört waren. Immer mehr hielten sich ein Quartier im Dorf. Sie nahmen es auf sich, jeden Morgen nach Berlin zur Arbeit und nach Feierabend zurückzufahren.

Solange sie noch in ihre Wohnungen konnten, versuchten sie so viel wie möglich von ihrer Habe mitzubringen. Oft kamen sie schwer bepackt in Kablo an. Wir Jungen standen mit unseren Handwagen am

Bahnhof, um ihr Gepäck nach Kablow-Ziegelei zu transportieren.

Ich hatte meine Stammgäste. Oft machte ich zweimal am Abend die Tour, um noch das Gepäck der Leute vom letzten Zug abzuholen. In dieser Zeit verdiente ich mir ein gutes Taschengeld.

In jeder Nacht heulten die Sirenen. Onkel Georgs Familie, Großmutter, unsere Berliner und wir suchten Zuflucht im Keller. Mein Onkel, mein Vater und ich beobachteten am Kellereingang die Angriffe auf Berlin.

In den Nächten, in denen Berlin angegriffen wurde, huschten die Scheinwerfer über den Himmel. Hatten sie ein Flugzeug erfasst, wurde es von mehreren anvisiert und von der Flack beschossen.

Einen hatten sie erwischt und er stürzte ca. zwei Kilometer von uns im Wald ab. Es war ein englischer Bomber mit zwei Rümpfen. Hinten in der Kanzel saß an seinem Maschinengewehr der tote englische Soldat. Er hatte es nicht geschafft, sich mit dem Fallschirm zu retten.



Jugendfeuerwehr mit Spritze und Ausbilder

Wir Jungen wurden inzwischen zu Feuerwehrleuten ausgebildet.

Jedoch mussten wir mit unserer Handgezogenen Spritze keinen Brand löschen.

Aber wir mussten oft mit den Frauen aus dem Dorf Waldbrände bekämpfen. Die abgeworfenen Brandbomben bohrten sich in den Waldboden, wo sie schnell erloschen. Wir gruben die Reste aus, spannten sie in einen Schraubstock und zerkleinerten sie mit der Raspel.

Die Magnesiumspäne erzeugten einen hellen Blitz beim Anzünden.

Wenn die Bomben noch einen Sprengsatz besaßen, man erkannte diese an einem roten Sockel, bauten wir diese aus und steckten sie in einen angebohrten Baum. Alle gingen in Deckung, während einer die ca. 1cm lange Zündschnur anzündete und dann ebenfalls in Deckung ging. Mit einem lauten Knall stürzte der Baum.

Dann gab es auch am Tag Fliegeralarm. Während nachts die Engländer angriffen, waren es am Tag die Amerikaner.

Ich war inzwischen bei der Schulfeuerwehr. Bei Fliegeralarm mussten alle Schüler in den Keller. Eines Tages stürzte vor unseren Augen ein deutsches Jagdflugzeug in den Storkower See. Der Pilot hatte sich vorher mit dem Fallschirm gerettet. Bei einem weiteren Angriff sahen wir einen Bomber, der in Richtung unseres Dorfes abstürzte.

Er fiel etwa 1000 Meter hinter unserem Haus in den Wald. Es war der größte Bomber (die fliegende Festung), den die Amerikaner einsetzten. Die Besatzung rettete sich mit den Fallschirmen. Bei einem Soldaten öffnete er sich nicht und er überlebte den Absturz nicht.

Das Flugzeug war wenig beschädigt. Obwohl es streng verboten war, inspizierten wir Jungs es von innen und außen.

Eines Nachmittags heulten wieder die Sirenen. Ein großes Bombengeschwader flog über uns hinweg. Plötzlich fielen vier Rauchzeichen vom Himmel. Sie zeigten den nachfolgenden Flugzeugen an, wo sie ihre Bomben abzuwerfen hatten. Der Angriff galt der Lokomotivfabrik in Wildau. Allerdings hatte man sich in der Entfernung um 1000 Meter geirrt. Die Bomben trafen daher nicht die Montagehalle, sondern landeten in einer davor liegenden Wiese. In der daneben befindlichen Gärtnerei, die jetzt unserem ehemaligen Gärtnermeister Buchholz gehörte, blieben an den Gewächshäusern keine Scheibe heil.

Trotz der Kriegswirren schaffte Großmutter unermüdlich. Ihre Freundin Oma Selcke und sie gingen mit den Tragekiepen auf dem Rücken in den Wald, um Heidekraut für die Ziegen zu sammeln.

Obendrauf kam dann noch ein großes Laken, ebenfalls befüllt mit Heidekraut. Mit mir ging sie auch in den Wald, um Pfifferlinge zu suchen. Dann wurden Blaubeeren gesucht. Dafür hatten wir Milchkannen, die in mühseliger Suche befüllt wurden. Großmutter sammelte in derselben Zeit doppelt so viele Blaubeeren wie ich.

Das anschließende Pflücken von Preiselbeeren war wesentlich leichter, da diese in Trauben hingen. Dann wuchsen die Steinpilze und sie kannte auch hier die

besten Stellen. Wir kamen immer mit vollen Körben zurück.

1944, die mussten wir zum Ausheben von Schützengräben an die Ostgrenze in den Wartegau. Unser Quartier war bei einem Bauern auf dem Strohboden. Unsere Arbeitsstelle erreichten wir nach einem 3km langen Fußmarsch. Bis zu 20 Meter Schützengräben 1,60m tief und 60cm breit schaffte jeder von uns am Tag auszuheben.

Hier erfuhren wir auch von dem Attentat auf Hitler. Nach 14 Tagen wurden wir an die ehemals polnische Grenze verlegt. Hier schliefen wir auf Stroh, jeweils mit 15 Jungen in einem Zelt. Wir mussten einen Panzergraben, oben 4m breit und nach unten 4m tief schräg zulaufend, ausheben. Der Sand wurde von unten auf 3 Ebenen nach oben befördert. Inzwischen war es Herbst geworden. Es war saukalt und oft regnete es, und wir kamen durchnässt in unser Lager zurück. Am Lagerfeuer versuchten wir, uns zu wärmen und unsere Sachen zu trocknen. Neben dem Zeltlager befand sich ein Arbeitsdienstlager, belegt mit Frauen. Diese waren zuständig für unsere Verpflegung.

Dies haben wir im Alter von 14 Jahren geschafft und keiner hat schlapp gemacht.

Im nächsten Jahr, immer noch 14 Jahre alt, musste ich zur Musterung. Ich erhielt meinen Wehrpass mit dem Vermerk „Kv. (Kriegsverwendungsfähig) Marine Ersatzreserve eins“.

Dann folgten sechs Wochen Volkssturmbildung. Alle Jugendlichen des Jahrgangs 1929 mussten daran

teilnehmen. Wir aus dem Kreis Beeskow–Storkow wurden in Bad Saarow geschult.

Unsere Ausbilder waren Angehörige der Waffen SS, die uns in Theorie und Praxis den Gebrauch von Pistolen, Gewehren, Handgranaten, Panzerfäusten und Granatwerfern beibrachten. Unsere Hauptübung war das Schießen mit dem Gewehr. Zum Abschluss des Lehrganges wurde ein Manöver durchgeführt. Das Übungsgelände lag 5km vom Lager entfernt, das wir nach einem Fußmarsch mit gepacktem Tornister und geschultertem Gewehr erreichten.

Jeder bekam als Übungsmunition 6 Platzpatronen. Freunde, die bereits vorher den Lehrgang besuchten, hatten uns informiert, dass 6 Patronen für das Gefecht zu wenig waren. Daher hatten wir uns bereits vorher mit genügend Patronen eingedeckt. Eine grüne Leuchtkugel kündigte den Beginn der Übung an. Die Knallerei ging los.

Niemand beachtete die rote Leuchtkugel, die das Ende des Gefechtes ankündigte. Wir hatten noch genügend Munition und somit ging die Schießerei lustig weiter. Das war natürlich Befehlsverweigerung und wir bekamen zu spüren, was das für Folgen hatte. In unserem Fall mussten wir den Rückweg robbend, d.h. auf dem Bauch kriechend zurücklegen. Anschließend noch mit Tornister und Gewehr, 3 Runden im Dauerlauf um den Sportplatz laufen. Aber auch das haben wir überstanden.

Die Liste der Teilnehmer fiel später den Russen in die Hände. Alle die dort aufgeführt waren wurden verhaftet

und landeten nach Ende des Krieges, im Jahre 1945, im Speziallager 5 in Ketschendorf.

Der Krieg kam immer näher. Wir hörten den Kanonendonner von der Front. Immer wieder führen Kolonnen mit Soldaten über die Autobahn. Eines Tages, um die Mittagszeit, machte eine Kolonne Rast an der Autobahnbrücke. Die Feldküche stand getarnt im Wald. Im Kessel kochte eine deftige Erbsensuppe. Vom Geruch angezogen näherte ich mich der Küche. Als der Koch mich erblickte, sagte er: „Lauf schnell nach Hause und hole einen Eimer.“ Gesagt, getan, war ich mit einem 10l Eimer zurück. Er füllte mir ihn randvoll. Unterwegs hatten sie wohl einige Schweine geschlachtet, sodass dicke Fleischbrocken in der Suppe schwammen. So eine Erbsensuppe hatten wir lange nicht mehr gegessen.

Überall wurden jetzt gutes Geschirr, Silberbesteck und sonstige wertvolle Gegenstände vergraben. Auch bei uns kamen diese Dinge in ein Bierfass und wurden unter einem Holzstapel versteckt. Aber nach dem Einmarsch der Russen wurde all dieses trotzdem gefunden.

Nur das Versteck unserer Großmutter fanden sie nicht. Sie hatte in der Kalkgrube 6 Flaschen Brennspritus versenkt.

Am 18. April 1945, kam die Post mit dem Einberufungsbefehl, dass ich bereits am 16. April zum Arbeitsdienst im Havelberg hätte sein müssen. Mein Freund Manfred Beschien hatte ebenfalls den Befehl erhalten. Am 20. April machten wir uns deshalb auf den Weg.

Am Bahnhof in Kablow gab es Fliegeralarm, weshalb der Zug Verspätung hatte. Wir saßen beide im Warteraum, öffneten unser Gepäck („Persilkarton“) und begannen den Speck zu essen, den uns eine Bauersfrau zugesteckt hatte.

Endlich rollte der Zug ein und wir stiegen gleich in den ersten Waggon ein. Mit dem Zug kam auch meine Cousine Lissy aus der Schule zurück. Laut rufend lief sie den Bahnsteig entlang: „Bleib hier! Die Storkower Jungs sind schon zurückgekommen.“ Wir schmissen unsere Kartons raus und sprangen aus dem bereits anfahrenden Zug hinaus. Fünf Tage darauf kamen die Russen.

Da wir so dicht an der Autobahn wohnten, beschloss mein Vater, Onkel Georg und der evakuierte Berliner in einem Hügel an der Mückenallee einen Unterstand zu bauen. Den Russen war der Durchbruch an der Oder gelungen. Sie marschierten jetzt in Richtung Berlin. Mit unseren Habseligkeiten machten wir uns auf den Weg zum Unterschlupf. Am gleichen Nachmittag nahm ich mein Fahrrad, um nach Hause zu fahren und Ziege und Kaninchen zu füttern. Dort angekommen, sah ich gegenüber am Waldrand einen SS-Offizier stehen. Aus dem Dorf kam eine Gruppe von Soldaten, die sich in Richtung des Offiziers bewegten. Auch ich lief dort aus Neugierde hin. Er wollte ein Schild mit dem Namen „Schwabel“ an einem Baum aufhängen. Ich bot ihm an, dafür einen Hammer und Nägel zu holen. Plötzlich fielen die ersten Schüsse. Ich rannte schnell zurück zu

unserem Haus, ergriff mein Fahrrad und sauste zum Unterstand.

Das Gefecht dauerte ca. 2 Stunden. Immer wieder hörten wir das „Ureh, Ureh-Gschrei“ der russischen Soldaten. Dann standen sie auf einmal vor unserem Unterstand. Geistesgegenwärtig rief der Berliner „Zivila-Zivila“. Ich sah, wie einer der russischen Soldaten eine Handgranate in der Hand hielt. Da sprang ein russischer Offizier vor die Eindringlinge und verhinderte das Werfen der Granate. Wir mussten unsere Sachen auf einen Handwagen laden und er führte uns zurück zum Haus. Sein Eingreifen hat uns wahrscheinlich das Leben gerettet.

Er sprach gut deutsch. Seine Einheit waren Mongolen. Zwei Gewehre hingen über seiner Schulter, und er erzählte uns, dass heute bei den Kämpfen wieder zwei von ihnen ihr Leben verloren hatten. Aber auch ein deutscher Soldat kam um. Wir fanden ihn einige Tage später. Vater war bei der Beerdigung dabei. Er nahm die Papiere des gefallenen Soldaten an sich. Ich stellte ein Birkenholzkreuz mit seinen Namen auf sein Grab. Später als die Post wieder funktionierte, schrieb mein Vater den Eltern, die in Baden-Württemberg lebten, dass ihr Sohn hier in Kablow-Ziegelei beerdigt wurde. Sie holten ihn später ab, um ihn in seiner Heimat zu bestatten. Zu Hause angekommen sahen wir, dass der Dachstuhl durch eine Granate beschädigt war. Wir verbrachten alle zusammen eine unruhige Nacht im Keller. Laufend besuchten uns die Russen. Als erstes

hörten wir das Wort „Uri-Uri“ dann klauten sie unsere Federbetten. Die wir uns am nächsten Tag aus ihren Schützenlöchern zurück holten. Am nächsten Morgen zogen sie in das Dorf ein. Die deutschen Soldaten hatten sich über Nacht abgesetzt. Plünderungen und Vergewaltigungen waren an der Tagesordnung.

In einem Haus wohnten drei Frauen allein. Die Russen drangen oft in ihre Wohnung ein, sie trieben es Rücksichtslos mit ihnen. Eine der Frauen war schwanger auch sie wurde nicht verschont sie wurde vergewaltigt, bis sie daran zu Tode kam.

Mein Vater hatte unsere Familie am anderen Ende des Dorfes untergebracht. Im Haus des pensionierten Bankdirektors Scheels und seiner Schwester, wurden viele vor allem Frauen aus dem Dorf aufgenommen.

Ich blieb allein im Haus. Ein Keller war mit einer Bretterwand abgeteilt und mit Säcken verkleidet, hier hatte ich mein Bett stehen. Abends kamen dann, von der nahen Autobahn die Russen, um hier Quartier zu nehmen. Im Nebenkeller spielten sich oftmals Saufgelage ab. Mein Quartier haben sie jedoch nie gefunden.

Einmal hatten sie die Küche belegt. Das Feuer im Herd war so stark, dass dieser zu zerplatzen drohte. Ich schlich auf dem Boden und deckte den Schornstein mit Ziegelsteinen zu. Die Küche füllte sich mit Qualm und die Russen verließen sie fluchtartig.

Im Haus nebenan hatte sich eine Kommandantur eingerichtet. Ein Soldat aus dem Ort kam mit einer prall

gefüllten Zeltplane zurück, in der Beutegut war. Er nahm mich mit ins Haus. Auf der Veranda schüttete er den Inhalt auf den Tisch. Parfum, Kerzen, Streichhölzer, Filme 6x9 und auch einen Kleinbild Fotoapparat. Er nahm Stück für Stück in die Hand und fragte: „gud“? Verneinte ich die Frage, schob er es zu mir. Als ich dies mitbekam, landeten immer mehr Dinge auf meinem Stapel. Aber bei den Filmen fragte er: „wo du sehen“? Ich reichte ihm einen der Filme, der bereits auf meiner Seite lag. Er sah den Riss, den ich bei der Begutachtung mit dem Daumennagel an der Rückseite angebracht hatte und gab sich damit zufrieden. Am Ende waren beide Stapel gleich hoch. Die Beute war gerecht verteilt. Aber damit war ich noch nicht entlassen: „du machen Foto!“ Ich hatte noch nie eine „VOGTLÄNDER“ Kamera in den Händen und die Filme waren alle 6x9. Ein Film wurde aufgerollt, mit einer auch geklauten Schere auf das Kleinbildformat zugeschnitten und in den Apparat eingelegt. Inzwischen hatten alle Angehörigen der Kommandantur sich zu einer Gruppenaufnahme aufgestellt. Vorn stand stolz der Kommandant mit seinem Motorrad. Ich drückte auf den Auslöser. Der Apparat fing an zu schnurren. Ich schwenkte ihn über die strahlenden Gesichter der Gruppe, weiter über das Vorder- und Hinterrad des Motorrades und letztendlich über den Kommandanten. Dann klickte es. Diese Prozedur wiederholte ich einige Male in verschiedenen Aufstellungen. Der Soldat, der die Kamera geklaut hatte, wollte jetzt auch selber einige Aufnahmen machen. Er ließ sich von mir die Kamera

erklären und ich musste mich in die Gruppe einreihen. Auch er schwenkte die Kamera so, wie ich es vorher getan hatte. Als ich dachte, ich wäre jetzt fertig, verlangte er von mir, dass ich Bilder mache. Ich sagte, dass ich das nicht könne, da ich keine Chemikalien hatte. Darauf wollte er wissen, wo es diese gibt. Ich erwiderte in der 5km entfernten Apotheke in Friedersdorf. Er nahm einen Zettel, und ich zählte auf, was ich benötigte. Er schrieb: Papier, Farbe, Pinsel, Entwickler und etliches mehr. Am nächsten Morgen wurde die Kommandantur aufgelöst, und die Truppe zog weiter.

Eines Abends stand ich an der Hoftür, als ein russischer Soldat mit dem Fahrrad vorfuhr. Er stieg ab und fragte: „Kuchen?“. Ich musste ihn wohl ziemlich fragend angeguckt haben, denn er wiederholte: „Kuchen?“ - und führte dabei die Hand zum Mund. Ich schüttelte den Kopf und antwortete: „Nix Kuchen – nix Kleba (Brot)“. Er zeigte daraufhin mit ausgestrecktem Finger auf unser Haus und sagte: „Hier Kapitalist, hier Kuchen“. Mein Versuch, ihm zu erklären, dass mein Vater nur ein einfacher Arbeiter war, scheiterte. Er setzte sich auf sein Fahrrad und fuhr kopfschüttelnd davon.

Auf der Autobahn wurden jetzt große Rinderherden in Richtung Osten getrieben. Brach eine Kuh ermattet zusammen, so versuchten die Soldaten, sie mit Schlägen weiterzutreiben. Oft zündeten sie Feuer unter dem Hals der Tiere an, um sie aufzuscheuchen. Wenn diese

Methode nicht mehr funktionierte, ließen sie die Tiere einfach liegen.

Fand ich bei meinen Streifzügen ein zurückgelassenes Tier, holte ich den Metzger, damit er das Tier schlachten konnte. So bekamen alle Dorfbewohner eine Fleischration.

Als ich an einem Abend wieder unterwegs war, fand ich erneut eine Kuh, die seitwärts im Wald liegengelassen war. Ich ging nach Hause, um Vater und Onkel Georg zu holen. Mit dem Handwagen zogen wir los. Wir nahmen eine große Axt mit, um die Kuh damit zu töten. Aber es gelang uns nicht, und wir gingen unverrichteter Dinge zurück.

Am nächsten Tag holte ich dann lieber den Metzger, der die Kuh an Ort und Stelle zerlegte. Dabei kam heraus, dass sie ein ungeborenes Kalb in sich trug. Dies erzählten wir aber nirgendwo.

Der erste Bürgermeister in unserem Ort (nach Einmarsch der Russen) hieß Richter. Er war angeblich als entlassener KZ-Häftling nach Ziegelei zugezogen. Später stellte sich heraus, dass er wegen eines Diebstahls im Gefängnis gesessen hatte. Als ehemaliger Jungvolk-führer hatte er mich gezielt ausgesucht, um alle Drecksarbeiten zu verrichten. So bekam ich einmal von ihm einen Passierschein in die Hand gedrückt, damit ich als Kurier für die Gemeinde unterwegs sein kann.

Nachmittags erteilte er mir den Auftrag, im 15km entfernten Dolgenbrot dem dortigen Bürgermeister ein Schreiben zu überbringen.

In diesem Schreiben wurde er angewiesen, gemäß Zuteilung einige Zentner Kartoffeln nach Ziegelei zu liefern. Ich machte mich zu Fuß auf den Weg. Zu dieser Zeit herrschte noch bei Einbruch der Dunkelheit ein strenges Ausgehverbot. Da ich Angst hatte aufgegriffen zu werden, lief ich teilweise durch den Wald. Um 9 Uhr kam ich bei Dunkelheit in Dolgenbrot an. Der Bürgermeister und seine Frau waren sprachlos, mich, um diese späte Uhrzeit noch zu sehen. Ich überreichte den Brief und wollte zurück nach Ziegelei. Sie aber ließen mich nicht weg, verpflegten mich und ich musste bei ihnen übernachten. Am nächsten Morgen sorgte der Bürgermeister dafür, dass die angeforderten Kartoffeln auf ein Fuhrwerk geladen wurden. Ich durfte mit dem Wagen zurückfahren. Richter war nur kurze Zeit im Amt.

Mit seinem Abgang erlebte ich keine Schikanen mehr. Großmutter hatte inzwischen den Brennschikane aus dem Versteck geholt. Wir hatten gehört, dass man ihn durch ein Stück Brot gießen sollte, um ihm wieder genießbar zu machen. Dies gelang uns nicht, und so saßen wir beide in der Waschküche, um mit einer anderen Methode aus Brennschikane Wodka herzustellen. Dazu wurde er nun mit Wasser verdünnt, um Schärfe zu erreichen mit Pfeffer gewürzt und in kleine Flaschen abgefüllt. Damit ging ich zur Autobahn und wartete, bis eine Kolonne mit Panjewagen vorbeikam. Ich lief an den Pferdewagen vorbei, schwenkte eine kleine Flasche und fragte den Kutscher: „Wodka?“. Meist bekam ich dann die Antwort, zu ihm aufzusteigen. Zu Beginn

musste ich einen Schluck aus der Flasche nehmen, um zu beweisen, dass kein Gift drinnen war. Nachdem er den ersten Schluck genommen hatte, verzog er zwar das Gesicht, aber ich bekam als Gegenleistung ein Stück Brot.

Auf dem Rückweg nach so einer Tour, passierte vor meinen Augen ein schwerer Unfall. Bei einer vorbeifahrenden Kolonne von Panzern riss bei einem die Raupenkette. Der Panzer scherte nach rechts aus und fuhr in eine Kolonne von Panjewagen. Er zertrümmerte dabei einen Wagen und schob diesen samt Pferden in den Wald. Der Kutscher war sofort tot. Die Pferde blieben schwer verletzt am Boden liegen.

Nachdem die Unfallstelle geräumt war, wollte der leitende Offizier wieder gehen. Ich hielt ihn aber zurück, er schaute mich barsch an und wollte mich zur Seite schieben. Ich flehte ihn an, die Pferde zu erschießen. Schließlich zog er seine Pistole und erlöste die beiden.

Ich dankte ihm, und er klopfte mir sogar auf die Schulter.

Ich holte dann den Metzger, und das ganze Dorf wurde mit Fleisch versorgt. Diesmal war es so viel, dass für meine Familie einige Eimer mit Pferdefleisch übrigblieben. Die Tiere waren so gut gefüttert, dass sie eine dicke Fettschicht angesetzt hatten. Aber ich fing auch zwei gesunde Pferde ein. Bauer Paetel holte sich diese in den Stall. Sie wurden getauft auf die Namen „Conny“ und „Loschat“. Einige Zeit danach schleppte er mit den beiden den von mir entdeckten „Opel Blitz“

aus dem Wald nach Hause. Wir stellten das Auto auf dem Grundstück von Onkel Fritz ab. Dort baute ich es dann auseinander. Es wurde generalüberholt. Jahre später machte ich auf diesem, holzgasbetriebenen „Opel Blitz“ meinen Führerschein.



Opel Blitz sieben Jahre später, Fahrt zum Auswärtsspiel nach Bad Saarow, Fahrer: Otto Kerstan, mit Tuba: Arno Kerstan

Am Abend machten die Soldaten mit ihren Rinderherden Rast. Einmal trieben sie eine Herde ins Dorf. Auf einem eingezäunten Grundstück sollte die Herde übernachten. Die Soldaten bezogen in einem Nachbarhaus Quartier. Wir Jungen mussten die Nachtwache bei der Herde halten. Bevor die Soldaten aufwachten, versuchten wir die Kühe zu melken und einige Kannen mit Milch zu befüllen. Aber entweder hatten die Kühe keine Milch oder wir waren zu dumm, um zu melken. Ich nehme das letztere an. Aus unserer erhofften großen Milchmenge war nichts geworden.

So rastete auch eine Wagenkolonne bei uns gegenüber am Waldrand. Sie hatten ihre Pferde ausgespannt, und die Soldaten saßen auf ihren Panjewagen. Einer sprach mich an: "du Machorka? Er griff hinter sich und zeigte mir eine Handvoll Hafer, den er mir zum Tausch anbot. Ich bejahte seine Frage. Auf dem Heuboden hing der Tabak zum trocknen, den ich im Sommer angebaut hatte.

Einen Teil nahm ich ab und ging damit zu seinem Wagen. Er freute sich, lud einen ganzen Sack mit Hafer auf seinen Rücken und trug ihn zu uns nach Hause. Auf dem Tisch in der Veranda entleerte er den Sack. Der Hafer war auf seinem Wagen etwas feucht geworden und konnte nun hier gut trocknen. Er erzählte uns, dass er aus Lettland sei und sich freue, dass es jetzt nach Hause ging.

Später erzählte man mir, wie so viele andere Dinge auch, dass mit diesem Hafer meine kleine Schwester großgezogen wurde.

Nach dem ich zweimal entwischt war, als Russen mich verhaften wollten, sorgte mein Onkel Fritz dafür, dass ich für einige Zeit aus dem Ort verschwinde. Er hatte in drei Ortschaften weiter einen Auftrag angenommen. Bei Töpfermeister Heese, in Friedrichshof, sollte zur Bewässerung seines Gartens eine Wasserleitung verlegt werden. Da ich meinem Vater bereits beim Verlegen unserer Leitung im Garten geholfen hatte, wäre dies wohl die richtige Beschäftigung für mich. Ich machte mich an die Arbeit. Abends richtete Frau Heese auf dem Sofa im Wohnzimmer mein Bett her. In der ersten

Nacht hatte ich einen Traum. Ich sah viele Aale, die im trüben Wasser schwammen. Am Morgen als ich aufstand, sah ich ein kleines Büchlein auf dem Bord des Kachelofens liegen. Ich nahm es in die Hand. „TRAUMBUCH“ war sein Titel. Gleich auf der ersten Seite stand die Deutung meines Traumes: Aale im trüben Wasser zeigen an, nach langer Abwesenheit eine glückliche Heimkehr. An diesen Traum und dessen Deutung musste ich noch sehr oft denken.

Darauf folgten „Meine verlorenen 3 Jahre“.

Meine verlorenen Jahre

Ende Oktober 1945 bekam ich zwei Ortschaften weiter den Auftrag von meinem Onkel bei einem Töpfermeister eine Wasserleitung im Garten zu verlegen.

Die Arbeiten dauerten zwei Wochen, und ich war während dieser Zeit in Kost und Logis. Abends richtete seine Frau mir die Schlafstätte auf dem Sofa im Wohnzimmer.

In der ersten Nacht hatte ich einen Traum. Im trüben Wasser tummelten sich Aale.

Als ich dann aufstand, sah ich auf dem Sims des Kachelofens ein Büchlein liegen. Neugierig nahm ich es in die Hand, der Titel hieß „Traumbuch“. Ich schlug es auf. Gleich auf der ersten Seite stand die Deutung meines Traumes: Aale im trüben Wasser bedeuten: nach langer Abwesenheit, endlich eine glückliche Heimkehr.

Ende Oktober 1945 kam die Verhaftungswelle des russischen NKWD immer näher. Aus den Nachbarortschaften hatte man bereits die Jungs, die 1929 geboren waren verhaftet. Zweimal hatte ich mich im Wald versteckt. In der Zeit wurde mein Freund bereits von den Russen abgeholt. Als sie das dritte Mal kamen, entwischte ich ihnen wieder; Aber diesmal nahmen sie meinen Vater mit und sagten: um 19.00 Uhr kommen sie noch einmal, um mich zu holen. Sollte ich dann nicht da sein, würden sie ihn behalten. Meine Mutter war zu diesem Zeitpunkt hochschwanger. Als dann um 19.00 Uhr der Bus vorfuhr, stieg ich ein und meinen Vater ließen sie aussteigen. Ich war mir keines Vergehens bewusst und mein Vater war zu diesem Zeitpunkt wohl wichtiger zu Hause.

Neben einigen russischen Wachsoldaten saßen bereits drei

Verhaftete mit mir im Bus und ab ging die Fahrt. Die Fahrt endete in Storkow. Der Bus hielt vor einem Haus, das ich kannte. Es war das Haus unseres Schulrektors der Mittelschule, die ich seit fünf Jahren besuchte. Die vier Verhafteten wurden in den Keller geführt, in dem schon

einige saßen. Unrasiert und ungewaschen - es stank erbärmlich. Durch diesen Anblick waren wir so eingeschüchtert, dass keiner etwas zu sagen wagte.

In der Nacht wurde dann verhört – ich kam als Dritter dran.

Es ging eine Treppe hinauf ins Obergeschoss. Auch dieses Zimmer kannte ich – es war das Arbeitszimmer unseres Rektors.

Genau vor fünf Jahren saß ich schon einmal in diesem Zimmer. Es ging um meine Aufnahme in die Mittelschule in Storkow. Anstelle des Rektors saß jetzt ein russischer Offizier und vor dem Schreibtisch saß ich, wie damals vor fünf Jahren. Rechts vom Schreibtisch saß eine Dolmetscherin. Auch der große Bücherschrank stand noch an seinem alten Platz, nur dass alle Bücher ausgeräumt waren. Dafür lagen dort einige Knüppel sowie „Siebensträhnige“ - zur Erklärung: an einem kurzen Holzstil sind sieben 30 – 40 cm lange Lederriemen befestigt.

Das Verhör begann mit der Aufnahme der Personalien. Der

Offizier beschuldigte mich dann, im Ausbildungslager für „Werwölfe“ in Bad Saarow gewesen zu sein. Zur Erklärung: Alle Jungs des Jahrgangs 1929 mussten an einer vierwöchigen Volkssturmbildung teilnehmen. Von SS-Ausbildern wurde uns der Umgang mit Pistolen, Karabinern, Maschinengewehren, Handgranaten und Panzerfäusten beigebracht. Dann kamen die Fragen: wer waren eure Ausbilder, wo solltet ihr eingesetzt werden und welche Brücken solltet ihr sprengen? Jeweils eine kurze Frage und der Offizier schrieb mehrere Seiten. Meine Knie flogen auf und ab und ich hatte keinerlei Kontrolle mehr über sie. Es stimmte doch so alles nicht. Wir hatten doch keinen Auftrag irgendwelche Sprengungen zu unternehmen.

Ich blieb bei der Wahrheit und wiederholte einige Male, dass wir keinerlei Aufträge hatten. Dann fauchte er mich an, ich solle nicht ihn, sondern die Dolmetscherin anschauen. Dabei nahm er aus dem Bücherschrank einen „Siebensträhnigen“ und knallte ihn auf den Schreibtisch. Als ich die nächste Frage wieder verneinte sprang er auf, ergriff den „Siebensträhnigen“ und zog ihn mir quer über den Kopf. Ich sackte zusammen, und er brüllte „RAUS“. Ein Soldat brachte mich ins Erdgeschoss. Es ging in eine kleine Kammer, wo ich auf einem Holzchemel Platz nehmen musste. Mir gegenüber setzte sich der Soldat in einen Sessel. Der Raum war so schmal, dass sein Gewehr mit aufgefanztem Bajonett auf meinem Schoß zu liegen kam. Neben ihm saß ein Schäferhund und über ihm ein Strahler, der mir direkt ins Gesicht schien. Wie lange ich dort saß weiß ich nicht mehr – zweimal wechselten sich die Bewacher ab.

Dann wurde ich zum weiteren Verhör zurückgebracht. Es wurde keine neue Frage mehr gestellt. Stattdessen schmiss er mir die von ihm beschriebene, sehr dicke Akte rüber und forderte mich auf, diese zu unterschreiben. Ich war inzwischen soweit, dass ich dachte – auch wenn du mich erschießt, ist meine Antwort „NEIN“. Er: Warum? – Ich Antwort: ich kann kein russisch und weiß nicht, was ich unterschreiben soll.

Daraufhin schob er die Akte der Dolmetscherin zu zwecks Übersetzung. Da es sehr schnell ging, konnte die Übersetzung nur lückenhaft sein. Der Schlusssatz

lautete: „Sie sind verhaftet zur Feststellung ihrer Personalien“. Ich unterschrieb. Ein Soldat kam, um mich in den Keller zurückzubringen. Die Dolmetscherin sagte mir noch: „Warum Du nicht sagen die Wahrheit, Oberleutnant sonst nie schlagen!“ Später im Lager hörte ich es aber ganz anders und war wohl noch glimpflich davongekommen.

Nach drei Tagen wurden wir auf einen LKW verladen. Von zwei Soldaten bewacht ging es ab nach Beeskow. Dort saßen wir weitere vier Tage im Keller. Dann ging die Fahrt weiter bis Ketschendorf ins Lager. Dieses Lager wurde im Mai 1945 eingerichtet. Es war vorher eine Wohnsiedlung der deutschen Kabelwerke. Die Bewohner wurden aus ihren Häusern und Wohnungen vertrieben. Das Mobiliar wurde in einen Panzergraben neben der Autobahn geschmissen. In ca. 15 Gebäuden, umgeben von Stacheldraht, Wachtürmen und später einem drei Meter hohen Bretterzaun, wurde Platz für ca. 6.000 Gefangene geschaffen. In drei von diesen Häusern, von zusätzlichem Stacheldraht abgetrennt, wurden 700 Frauen untergebracht. Unter ihnen war auch die Tochter unseres ehemaligen Bürgermeisters. Sie war BDM-Führerin und wurde deswegen verhaftet. Die ca. 2.000 Jungs wurden ebenfalls gesondert von den älteren Männern untergebracht.

Das für 6.000 vorgesehene Lager wurde mit bis zu 11.000 Gefangenen belegt.

Bei unserer Ankunft erfolgte eine Leibesvisitation. Splitternackt ausziehen, einige Kniebeugen um zu erkennen, ob man nicht doch noch etwas versteckt hätte. Anschließend wurden wir vier Neulinge in einen Keller geführt. Auf Quadratmeter, der für 30 Jungs vorgesehen war, lagen bereits 26, sodass wir noch dazugelegt wurden. 15 Jungs lagen auf Brettern auf dem Zementfußboden, 15 auf einer Bretterstallage ca. 90 cm darüber. Die Enge war unerträglich und ließ nur eine Seitenlage zum Schlafen zu. Wöchentlich fand ein Wechsel zwischen oben und unten statt. Nach drei bis vier Wochen konnten wir zum ersten Mal saubermachen. Ein Eimer und ein Stück Pappe war unser Reinigungswerkzeug. Die am Boden liegenden Bretter wurden aufgenommen, mit der Pappe der Schmutz zusammengekehrt und in den Eimer gefüllt. Aber bevor man den Eimer draußen entleeren konnte, waren Flöhe und Läuse bereits wieder rausgesprungen. Von diesen sogenannten „Mitbewohnern“ gab es jede Menge.

Jeden Morgen und Abend war Zählappell. Die Aufstellung erfolgte in fünfer Reihen, je Block 50 Mann. Manchmal zählten die Soldaten fünf- bis sechsmal bis sie sich auf die Gesamtzahl von 500 einigten. Egal bei welcher Witterung, ob Sommer, Winter, Regen oder Schnee. So standen wir öfter nass und frierend. Während des Morgenappells wurden die Verstorbenen des

vergangenen Tages an uns vorbeigetragen. Jeweils vier Mitgefangene trugen eine Bahre auf der ein Toter lag. Die wurden dann in ein außerhalb des Lagers gelegenes Wäldchen verbracht und in ein Massengrab geworfen. An manchen Tagen waren es über 30 Tote. Eines Tages konnten wir nicht mehr zählen, da anstelle der Bahren ein Anhänger eingesetzt wurde. Aufgetürmt lagen die Toten nackt auf der Ladefläche. 20 Mithäftlinge schoben dann den Anhänger ins Wäldchen. Inzwischen starben täglich bis zu 50 Leute. Es war der „weiße Tod“, der diese Menschen sterben ließ. Genannt nach der einseitigen Ernährung, die ein Jahr lang, mittags und abends, verabreicht wurde. Sie bestand aus $\frac{3}{4}$ Liter Suppe – Inhalt zwei Löffel Grütze und der Rest Wasser, ohne Salz oder weitere Zutaten. Nach der Zuckerrübenernte im Herbst 1946 schwammen dann einige ausgelaugte Rübenschnitzel in unserer Suppe. Jeweils zwei Jungs aus unserem Keller holten aus der Küche den Kübel mit der Suppe ab. Unser Kochgeschirr war eine Konservendose mit einem Draht als Bügel. Jeder bekam diese befüllt. Der Rest im Kübel wurde als Nachschlag verteilt. Es gab keinen Streit bei der Verteilung und ca. alle 14 Tage kam man in den Genuss dieses Nachschlags. Die Konservendosen rosteten nach einiger Zeit natürlich durch. Die Löcher wurden mit Brot angedichtet.

Die tägliche Brotration wurde morgens verteilt. Vier Jungs bekamen jeweils ein zwei Pfund Brot. Auch hier klappte es mit der Verteilung: heute Mittel- morgen Kantenstück.

Alle vier Wochen ging es zur Entlausung. Die Bekleidung wurde auf einen Drahtbügel gehängt und in die Hitzekammer gebracht. Inzwischen wurden wir von Kopf bis Fuß kahlgeschoren, da nicht nur am Kopf sondern auch an anderen behaarten Körperteilen diese Plagegeister nisteten. Dann gab es zur Vollreinigung einen Eimer Wasser. Danach bekamen wir die Kleidung zurück. Auch die Erhitzung hatte nicht alle Läuse vertrieben, dazu wurden die Sachen immer brüchiger, bis sie nicht mehr tragbar waren. Ersatz gab es nur aus dem Nachlass der Verstorbenen.

Weihnachten 1945 rückte immer näher. Die Stimmung war sehr bedrückt. Das Singen von Weihnachtsliedern war nicht erlaubt. Abends wurden die Haustüren immer von außen abgeschlossen. Von innen musste einer von uns Wache schieben. Dies ging reihum, und in der Weihnachtsnacht war unser Keller an der Reihe. Ich war um Mitternacht dran. Die Tür hatte ein Glasfenster, und ich konnte in der klaren Nacht die Sterne funkeln sehen. Ich schaute in die Richtung, in der ca. 30 Kilometer entfernt mein Zuhause war und meine Gedanken waren bei meiner Familie. Ich sah die Kerzen am Weihnachtsbaum leuchten. Waren alle gesund? Hatte meine Mutter, die bei meiner Verhaftung hochschwanger war, alles gut überstanden? Viele sehnsüchtige Gedanken flogen nach Hause, und ich war mir sicher, dass sie auch an mich dachten.

Nach einigen Monaten wurden wir in den Nebeneingang des Hauses in die zweite Etage verlegt. Im Zimmer standen drei Pritschen jeweils für neun Jungs – so war unser Raum mit 27 Jungs belegt. Flöhe und Läuse gab es hier weniger. Dafür lernten wir neue „Plagegeister“ kennen: Wanzen! Diese saßen in den Ritzen der Pritschenbretter, und ließen sich sobald es dunkel war auf uns fallen. Ihre Stiche verursachten dicke, juckende Pusteln, die sich zu Eiterbeulen entwickelten.

Pusteln, die sich zu Eiterbeulen entwickelten.

Alle paar Wochen kam die russische Lagerärztin ins Haus. Das erste, was sie suchte waren Spinnengewebe. Ihre Reaktion, wenn sie einige fand war: „Germanski nix kultura“.

Man versuchte dann diese Eiterbeulen mit einer stinkenden Salbe zu behandeln, jedoch ohne Erfolg.

Eines Tages mussten wir die Pritschen abbauen. Vor dem Haus stand ein großer Waschkessel, in dem das Wasser brodelte. Brett für Brett wurde abgekocht. Anschließend wurde alles wieder zusammen gesetzt. Es dauerte einige Zeit, dann waren die Wanzen wieder da.

Wochen danach wurden wir erneut verlegt und zwar in den Keller eines Reihenhauses. Die Ausstattung war wie gehabt.

Inzwischen hatte der Tod unter uns Jugendlichen die Reihen gelichtet. Es grassierte die Ruhr. Auch mich

hatte es erwischt. Ich wurde ins Lazarett verbracht. Dort herrschten unvorstellbare Zustände. Selbst auf dem Fußboden lagen ausgemergelte, mit Eiterbeulen übersäte Gestalten, andere waren vom Wasser aufgeschwemmt. Der „weiße Tod“ aufgrund der Mangelernährung war nicht weit. Ich kam auf einer Pritsche zu liegen. Schon am nächsten Morgen waren die rechts und links neben mir Liegenden verstorben. Ich bekam pro Tag Tee und zwei kleine Scheiben getrocknetes Brot. „Du darfst hier nicht sterben – Du weißt ja noch nicht, dass es zweierlei Menschen gibt!“ Vielleicht waren es diese Gedanken, die mich überleben ließen, sodass ich nach acht Tagen das Lazarett lebend verlassen konnte.

Zur hohen Sterblichkeitsrate trugen wohl auch die schlechten hygienischen Verhältnisse bei. Die Toilettenanlage bestand aus einer ca. 25m langen Baracke. Diese war zur Hälfte mit einem Bretterboden abgedeckt. Dahinter der offene Teil, der von der vorderen Seite mit einem 40cm hohen Balken abgetrennt war. Dieses war der sogenannte „Donnerbalken“. Auf diesem saßen oft 30 bis 40 Leute zugleich, um ihre Notdurft zu verrichten. Toilettenpapier gab es nicht. Manchmal hatte man einen kleinen Lappen, um den Hintern abzuwischen. Dieser wurde öfter benutzt und eventuell in einer Regenpfütze ausgewaschen. War die Grube voll, wurde daneben eine neue Grube ausgehoben und die ganze Baracke umgesetzt. Die Zustände waren

katastrophal. Eines Tages wurde eine neue Baracke aufgestellt. Diese hatte einen durchgehenden Holzfußboden, in dem sich etwa 40 Löcher mit einem Durchmesser von ca. 35 cm befanden. Jetzt gab es keinen verschmutzten „Donnerbalken“ mehr, sondern man musste sich hinhocken. Es gab keine Möglichkeit, sich festzuhalten. Vielen brauchten dann die Hilfe von Mitgefangenen, um ihre Notdurft zu verrichten. Wir nannten es „französisches Lochbillard“.

Ende November 1946 wurden alle männlichen Häftlinge untersucht. Es erfolgte eine Einteilung in 4 Gruppen:

Gruppe 1:

- kräftige Männer; wie z.B. Küchenpersonal, Bäcker sowie Männer, die in den Arbeitskommandos eingesetzt waren

Gruppe 2:

- überwiegend Jugendliche und einigermaßen kräftig aussehende Männer

Gruppe 3:

- nicht mehr arbeitsfähige Männer

Gruppe 4:

- Kranke und Gebrechliche

Kurze Zeit nach der Untersuchung wurden wir in ein separates Gebäude verlegt. Wir Jungs waren von nun ab mit den Männern zusammen untergebracht. Die Verpflegung wurde etwas besser; aber wir waren quasi „in Quarantäne“. Es gab keinen Kontakt mehr zu den

übrigen Gefangenen im Lager. Die Türen waren verschlossen und vor den Fenstern Sichtblenden angebracht.

Eines Tages wurden wir neu eingekleidet. Es gab Winterbekleidung aller Waffengattungen aus deutschen Militärbeständen. Dazu Unterwäsche, eine Decke und fünf Paar Fußlappen sowie einen Leinenschlafsack, in dem alles verstaut wurde. Des Weiteren eine Pelzmütze und Eisenbahner-Filzstiefel.

Durch die Ritzen in den Sichtblenden konnten wir auf die Bahngleise schauen, die neben dem Lager verliefen. Eines Tages stand ein langer Güterzug dort. Es war der 30. Januar

1947. In Gruppen von 40 bis 50 Personen in alphabetischer Reihenfolge wurden wir aus dem Lager geführt. In der „Schleuse“ erfolgte eine gründliche Filzung einschließlich der obligatorischen Kniebeugen. Dann ging es ab zum Güterzug. Es war hundekalt, der kälteste Winter 1946/47.

Einige Waggons waren bereits mit Häftlingen gefüllt. Später erfuhren wir, dass sie aus dem Lager Sachsenhausen kamen.

Für unsere Gruppe öffnete sich die Waggontür, und wir mussten einsteigen. Jeweils auf beiden Seiten stand eine Pritschenstallage, die unten und oben mit 40 Mann belegt wurde. Ein kleiner eiserner Ofen sowie ein Kübel für die Notdurft stand mittig.

Die Fahrt ging in Frankfurt über die Oder. In Polen stand der Zug oft auf Nebengleisen bis es weiterging. Als wir am Grenz-

Fluß Dnjebr ankamen, hielt der Zug. Vier Tage standen wir hier. Der eisige Wind pfiff den Schnee durch die Ritzen. Da die Verpflegung nicht durchkam, versuchten wir durch Ablecken der Eiskruste an den Waggonwänden unseren unerträglichen Durst zu löschen. Auch der Schnee wurde zum Trinkersatz.

Die Lokomotive ließ oft ihre dumpfen Pfiffe ertönen, die durch Mark und Bein gingen. Der Notdurftkübel schwappte über, das Brennholz war ausgegangen – es war grausam.

Es ging dann weiter, und nach zwei Tagen erreichten wir nach insgesamt drei Wochen Brest Litowsk.

Am zweiten Tag wurden wir aufgerufen und mussten ohne Gepäck aussteigen. Wir stolperten über die Gleise.

Daneben

lagen riesige Berge mit Beutegut wie Möbel, Drehbänke, Klaviere, Bohrmaschinen und auch ein Flügel, auf dem der Schriftzug „Bechstein“ zu erkennen war und viele andere Dinge, die man in Deutschland requiriert hatte. Es war alles nur lieblos abgekippt, um schnellstmöglich freie Waggons zu haben, um neue Beute abzuholen.

Vom Bahnhof ging es dann ca. drei Kilometer bis zu einer russischen Kaserne. In einem Raum mussten wir uns splitternackt ausziehen und über eine kleine Treppe

kamen wir in den Nebenraum. Dort saßen an u-förmig aufgestellten Tischen Ärzte, Ärztinnen und Offiziere, an denen wir vorbeidefilieren mussten. Einer kniff in die Arme oder Hintern, einer legte mal ein Stethoskop an. Ein Schreiber notierte alle Aussagen in unsere Akten, die vor ihm lagen. Diese sortierte er dann auf zwei rechts und links vor ihm liegende Stapel. Der linke Stapel wurde immer mehr. Zu diesem Zeitpunkt war bereits über die Hälfte unseres Waggons an dem Schreiber vorbei. Drei Männer waren noch vor mir. Plötzlich verstummten alle. Oben auf der Treppe stand ein Hüne von Mann in einen Pelzmantel gehüllt und einer riesigen Pelzmütze auf dem Kopf. Er schmetterte mit einer dröhnenden Stimme nur einen Satz in den Saal. Nachdem es jetzt weiter ging, wurden meine Akte und die von 14 nach mir folgenden Häftlingen auf den kleineren rechten Stapel gelegt. Es ging um die Ansage dieses hohen Offiziers, die unser Schicksal mehr oder weniger bestimmte. Ein Mithäftling übersetzte uns später seine Worte: „Was wollt ihr denn mit diesen Krüppeln? Die sind doch kaputt, bevor sie ankommen!“

Zurück zum Zug, der auf dem Güterbahnhof in Brest Litowsk stehen geblieben war. Nach zwei Nächten öffneten sich die Waggontüren, Namen wurden aufgerufen, raus mit

Gepäck - und wir standen auf den Gleisen. Nachdem alle Waggons durch waren, setzte sich unsere Kolonne – ca. 150 Männer und Jungs – in Bewegung. Umrundet waren wir von vielen Soldaten, die teilweise Hunde mit

sich führten. Es ging vorbei an riesigen Bergen von aufgetürmtem Beutegut, darunter Maschinen, Möbel und Klaviere. Wir wurden mit Prügel vom Bahngelände gescheucht. Der Zug fuhr irgendwann weiter. Später erfuhr ich, dass die Reise unserer im Waggon verbliebenen Insassen bis in die Bergwerke im Altai-Gebirge führte. Einige überlebten und kamen erst Mitte der 50iger Jahre zurück. Unser Weg war lang. Je weiter wir jedoch vom Bahnhof wegkamen, umso ruhiger wurden unsere Wachsoldaten. Einige trugen sogar das Gepäck von denen, die nicht mehr konnten. Nach ca. drei Stunden waren wir am Ziel.

Antreten in fünfer Reihen zum Zählappell – namentlicher Aufruf. Verteilung auf die Stuben: 2 x 3 Pritschen übereinander für jeweils vier Leute, d.h. 24 auf der Stube bzw. Zimmer.

Am nächsten Tag hieß es: mit Gepäck in die Sauna und alles ausziehen. Nur Unterwäsche, Fußlappen, die Fellmütze und Schlafsack blieben uns. Alles andere mussten wir abliefern.

In der Mitte der Sauna stand ein großer Waschkessel, der Fußboden war mit einem halben Meter dickem Eis belegt. Jeder bekam einen Eimer mit warmem Wasser. Man musste sich mit dem Waschen beeilen, da auch das Wasser im Eimer schnell gefror. Danach erfolgte die neue Einkleidung: alte russische Wattejacken und Hosen sowie je ein Paar Holzschuhe für jeden.

Wir waren jetzt in einem Gefangenenlager, wo österreichische Kriegsgefangene untergebracht waren.

Erinnern kann ich mich sehr gut an den österreichischen Lagerkommandanten, der nach einigen Tagen Stubenappell machte. Da kein Holz für den Ofen vorhanden war, hatten wir inzwischen etliche Bretter von den Pritschen verheizt. Ich höre ihn noch heute: „Ihr Saupreißer, eich werd ich helfe, mir die ganze Pritschenbrettere zu verfeure!“

Aber es hatte etwas geholfen. Nach Mitternacht wurden vier Männer aufgefordert, Holz zu machen. Ich war einer von ihnen. Erinnern kann ich mich an meinen „Partner an der Säge“ Fritz Dettman. Ein Thermometer zeigte 41° C minus, und es war eine sternklare Nacht. Mit Säge und Beil konnten wir einige Körbe Birkenholz für den Ofen befüllen.

Ca. drei Wochen später hieß es: mit dem Gepäck antreten, Aktensichtung, namentlicher Aufruf und Abmarsch zum Güterbahnhof von Brest Litowsk. An einem langen Zug, in dem schon Kriegsgefangene auf die Heimfahrt warteten, waren noch vier Waggons für uns frei.

Die Fahrt bis Frankfurt/Oder dauerte ca. vier Tage. Der Zug kam am Nachmittag in Frankfurt/Oder an. Die Waggontüren öffneten sich und Rote Kreuz Schwestern reichten uns Kaffee rein. Die Kriegsgefangenen durften aussteigen und marschierten Richtung Entlassungslager.

Bumms – die Türen von unseren vier Waggonen wurden wieder zugeschoben und eine neue Lok vorgehängt.

Der Zug fuhr die ganze Nacht. Keiner wusste wohin – doch als es hell wurde, war es klar: wir hatten Weimar passiert, den Ettersberg erklimmt und waren in Buchenwald angekommen. „Jedem das Seine“. Das Lagertor öffnete sich und mit den Worten „damoi damoi“ (nach Hause) hatten wir

unser neues Domizil erreicht. Wir wurden alle in einer Baracke einquartiert. Diese hatte man vor unserer Ankunft für

uns geräumt. Die vorherigen Insassen waren auf andere Baracken verteilt worden. Hier gab es eiserne Betten – immer zwei übereinander, d.h. jeder hatte ein eigenes Bett. Die Baracken standen am Hang aufgereiht. An den Giebelseiten führten Straßen vorbei. Der Abstand zwischen den Baracken betrug ca. zwölf Meter. Dieser Zwischenraum war zu

den Straßen durch einen Zaun abgetrennt. In diesem Bereich konnten wir uns frei bewegen. Hier wurde auch der Morgen- und Abendzählappell abgehalten. Ohne Arbeit vergeht die Zeit sehr, sehr langsam. In Ketschendorf hatten wir uns noch

Skatkarten aus abgekratzten Tapeten angefertigt – hier gab es an den Wänden keine Tapeten. Außerdem war Kartenspielen streng verboten. Erlaubt war Schachspielen, und so wurden aus allem Möglichen Schachfiguren und Schachbretter angefertigt. Strümpfe, sofern jemand noch welche hatte, mussten ja auch gestopft werden. Irgendetwas gab es immer

aufzureppeln, so hatte man Wolle – aber die Nadeln? Da gab es eine Elektroleitung mit Aluminiumdraht, die nicht unter Strom stand. Ein Stück von fünf Zentimetern genügte. Mit einem Stein wurde dieses solange abgeschliffen, bis es die Form einer Nadel hatte. Das schwierigste jedoch war die Öse. Mit einem Nagel wurde geschabt und gebohrt, bis das Loch durch war. Aber wir hatten ja jede Menge Zeit!

Nach den Stopfnadeln aus Aluminiumdraht fertigten wir nach dem gleichen Prinzip Nadeln aus Kupferdraht an. Die waren dünner und konnten schon als Nähnaedel benutzt werden. Die letzten Nadeln fertigten wir aus einem Stückchen Eisendraht. Das dauerte jedoch einige Wochen.

Inzwischen gab es für uns auch eine Woche für ein Arbeitskommando. Wir durften Steine klopfen. Mit einem Hammer mussten Feldsteine zu Schotter mit einem Durchmesser von zwei bis drei Zentimetern zerschlagen werden. In einer Schicht (ein halber Tag) schaffte jeder ein bis zwei Schaufeln.

Im Spätherbst 1947 wurden wir Jugendlichen zum Kartoffelschälen abkommandiert. Unser Arbeitsplatz war der große Keller unter der Küche. Hier standen auch ein bis zwei große Fässer, ca. zwei Meter im Durchmesser und zwei Meter hoch. Eines Tages wurden riesige Mengen

Weißkohl angeliefert. Dieser wurde von uns zerkleinert und in die Fässer gefüllt. Drei von uns kletterten barfüßig in die Fässer und stampften den Kohl fest. Aber auch dieses war nur eine Arbeit für kurze Zeit. Wir verbrachten weiterhin unsere Zeit mit NICHTSTUN.

Gerüchte von Entlassungsterminen gab es während der ganzen Lagerzeit. Immer wieder wurden sie verschoben. Aber vielleicht haben gerade diese Parolen unseren Willen bestärkt, nach Hause zu kommen. Doch nun wurde es wahr.

Im Juni 1948 öffnete sich für die Ersten das Tor. Bange Tage vergingen, ob es auch für uns offenbleiben würde. Jeder hatte inzwischen versucht, Lebensgrüße den bereits Entlassenen mitzugeben.

Dann war es endlich soweit – ich war auch an der Reihe. Als erstes wurde ich neu eingekleidet. Dieses Mal war es keine Uniform, sondern ein richtiger Anzug. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass er grau war und Holzknöpfe hatte. Sogar die Größe passte – ich wog zu der Zeit bei einer Größe von 1,76 Metern 49 kg. In dem Entlassungsbüro lag, wie bisher überall, meine Akte auf dem Tisch. In ihr befanden sich auch einige Dinge, die mir bei meiner Verhaftung abgenommen wurden, u.a. eine Schülermonatskarte für den April

1945 von Kablow nach Storkow, mein kleines Portemonnaie sowie ein von der Gemeinde ausgestellter Passierschein, der besagte, dass ich für diese unterwegs war.

Vor dem Gebäude stand ein LKW. Aufsteigen und abging die Fahrt. Ging es wirklich zum Bahnhof nach Weimar? Wir hatten zwar unseren Entlassungsschein und ein Papier für eine Fahrkarte – aber...? Doch der LKW hielt vor dem Bahnhof. Absteigen - und dann waren wir frei!

Bis zur Abfahrt des Zuges dauerte es noch. Endlich rollte er an – Richtung Berlin Anhalter Bahnhof. Weiter mit der S-Bahn bis Schöneweide zum Umsteigen nach Königs Wusterhausen. Auf dem Bahnsteig traf ich die ersten Bekannten aus Kablow-Ziegelei. Ich erfuhr, dass ich eine kleine Schwester von drei Jahren hatte. Sie war sechs Tage nach meiner Verhaftung geboren worden. Sie berichteten auch, dass alle im Ort auf die Rückkehr warteten. Die mitgegebenen Grüße, dass wir noch am Leben waren, wurden von den vorher Entlassenen bereits ausgerichtet.

Am Bahnhof Kablow wartete mein jüngerer Bruder bereits auf mich. Im Dauerlauf ging es dann die drei Kilometer bis nach Hause. An der Gartentür wartete die ganze Familie auf mich. Meine Mutter hatte ein kleines Mädchen auf dem Arm. Dieses

rutschte herunter, ergriff einen dabeistehenden, struppigen Hund und gab ihn mir mit den Worten: „Arno, ich bin Dein kleines Schwesterlein.“

Ich war zuhause!